

# Der Weg zum Pozuzo – Eine zweijährige Reise von Tiroler Emigranten in eine hundertjährige Isolation

Wilfried Schabus

## Vor 140 Jahren

Am heurigen 16. März jährte sich zum 140. Mal der Tag, an dem eine Schar von verarmten und politisch frustrierten Tiroler Bauern und Handwerkern sich in Silz versammelte, um von hier aus eine Reise in ein sehnlichst erhofftes besseres Leben im fernen südamerikanischen Peru anzutreten. Dort, an



Im Paucush-Tal. Im Hintergrund der Saumpfad nach Acobamba.

den Ufern des Flusses Pozuzo, würden sie, denen zu Hause wegen ihrer Mittellosigkeit von der Gemeindeverwaltung sogar die Eheschließung untersagt wurde, eine Gegend finden, die „in Bezug auf Gesundheit des Klimas und Fruchtbarkeit des Bodens von keinem Teile der Welt übertroffen“ wird.<sup>1</sup> Dort würde dann jeder, der vorher zu Hause land- und mittellos gewesen war, „freier Besitzer seiner Ländereien“<sup>2</sup> sein. So jedenfalls konnte man es damals in der Tiroler „Schützenzeitung“

<sup>1</sup> Vgl. Volks- und Schützenzeitung für Tirol und Vorarlberg, 24. 11. 1856 (Beilage 68), 786.

<sup>2</sup> Ebd.



Bei der Familie Melva in Acobamba.

lesen.<sup>3</sup> Sie unterstützte das Projekt des von der peruanischen Regierung bevollmächtigten Kolonisierungsagenten, des deutschen Freiherrn Damian von Schütz-Holzhausen.

Von Silz aus ging es zunächst auf Pferdefuhrwerken über den Fernpaß nach Lermoos und von dort weiter nach Reutte, von wo dann das Weiterkommen bis zum Bahnhof von Kempten organisiert werden mußte.<sup>4</sup> Erst von hier konnte man damals die Reise mit der Eisenbahn nach Augsburg fortsetzen, wo am Vormittag des 20. März alle Tiroler Peru-Auswanderer zusammentrafen und noch am selben Abend bis Stuttgart weiterreisten. Über Heidelberg gelangte man am nächsten Tag bis Mannheim, wo man mitsamt dem umfangreichen Gepäck einen Rheindampfer bestieg, mit dem man einen Tag später in Köln eintraf. Hier mußte wieder alles auf die Eisenbahn umgeladen werden, mit der man über Aachen, Lüttich und Mecheln am 25. März die belgische Hafenstadt Antwerpen erreichte, wo man einen Tag später an Bord des dreimastigen britischen Guanofrachters „Norton“ ging.

Dort trafen auch die von Schütz für Pozuzo angeworbenen etwa 100 Leute „von der Mosel und dem Rheine“<sup>5</sup> ein. Zusammen mit diesen „Rheinländern“ waren es schließlich 304 Personen, die sich am

<sup>3</sup> Genaueres zur Auswanderungsgeschichte s. Wilfried Schabus und Alexander Schlick, *Colônia Tirol. Eine Siedlung in Brasilien*, Innsbruck 1996; in der Folge: Schabus-Schlick.

<sup>4</sup> Wenige Oberinntaler stammten aus der Gegend von Landeck. Die Auswanderer aus dem Unterinn- und dem Wipptal organisierten sich ihre Reise samt Gepäcktransport über München nach Augsburg. Die „ein oder zwei Vorarlberger“ Emigranten schlossen sich der Gruppe auf dem Bahnhof von Ulm an, s. Schützenzeitung v. 13.2.1857, 88.

<sup>5</sup> Der Bendiktinerpater Augustin Scherer aus Fiecht in Tirol in der Volks- und Schützenzeitung für Tirol und Vorarlberg, 6.3.1857, 137.

30. März 1857 in Antwerpen dem besagten Dreimaster „Norton“ für eine Segelfahrt ohne Wiederkehr anvertrauten, unter ihnen neun- bis zwölfköpfige Familien mit Kindern im Säuglingsalter, wie ein Beobachter der Szene an die Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ berichtet hatte.<sup>6</sup>

Das Herkunftsgebiet der Rheinländer war das damals unter preußischer Verwaltung stehende „Rheinpreußen“. Deshalb nannte man diese Auswanderer auch „Preußen“. In Peru sollten diese Preußen dann ihr südamerikanisches „Rheinland“ gründen, dessen offizielle spanische Bezeichnung heute „Prusia“ („Preußen“) lautet. Der Siedlungskern der Tiroler entstand hingegen drei Kilometer weiter flußabwärts. Hier errichtete man unter dem ersten Pfarrer der Kolonisten, dem Tiroler Josef Egg, auch die Kirche, und so wurde dieser Ort zum heutigen Pozuzo-„Zentrum“. Prusia und das „Zentrum“ bilden heute die zwei dörflichen Siedlungen in einer sonst von Einzelhöfen geprägten Tallandschaft. Obwohl der Tiroler Dialekt das Rheinländische schon früh fast gänzlich verdrängt hat<sup>7</sup> und die Nachkommen der Einwanderer wegen ihrer völligen genealogischen Durchmischung schon längst nicht mehr in „Tiroler“ und „Rheinländer“ einteilbar sind, besteht zwischen den beiden Siedlungskernen bis heute eine ausgeprägte Rivalität auf allen Ebenen des öffentlichen Lebens. Diese Differenz findet derzeit ihren markantesten Ausdruck in der Errichtung eines eigenen Kirchenbaues in Prusia. Fast 140 Jahre nach der Gründung dieser tirolisch-rheinländischen Kolonie im tropischen Peru, in einer Zeit, wo der motorisierte Verkehr auch hier schon das Straßenbild prägt, ist den Siedlern im „Rheinland“ der Weg ins „Zentrum“ plötzlich „zu weit“ geworden.

Auch 1999 wird wieder ein Jubiläumsjahr sein. Man wird des 25. Juli 1859 gedenken, der dann zum 140. Male wiedergekehrt sein wird. Der 25. Juli ist der jährliche „Kolonischntäg“, den die Pozuziner in zwei Jahren aber wohl besonders festlich begehen werden. Was sich einst in den mehr als zwei Jahren zwischen jenem Aufbruch im Morgengrauen des 16. März 1857 in der kleinen Oberinntaler Ortschaft Silz und der offiziellen Geburtsstunde der fernen, als ein Paradies verheißenen Kolonie am 25. Juli 1859 alles ereignet haben mag, hat die Phantasie schon so manchen Autors beflügelt. Die Schiffsreise bis Lima ist auf Grund alter Dokumente von P. Thomas Naupp eindrucksvoll dargestellt worden.<sup>8</sup> Relativ wenig ist hingegen über die Landreise von der peruanischen Pazifikküste über das Andengebirge bis zum Pozuzo bekannt, und noch kein Autor hat darüber aus eigener Anschauung berichtet.

Ich, der Autor dieser Zeilen, besuchte Pozuzo im September 1988, zu Ostern 1989 und im Sommer 1992. Das waren die Jahre, in denen die Bedrohung durch den Staatsterrorismus der maoistischen Organisation des Sendero Luminoso (das war der sogenannte „Leuchtende Pfad“) auch in Pozuzo das gesellschaftliche Leben weitgehend lahmlegte.<sup>9</sup> Die Wanderung eines Fremden auf einsamen Pfaden quer durchs Land wäre damals nicht möglich gewesen. Als sich für mich jedoch im Sommer 1996 abermals die Möglichkeit einer Reise nach Südamerika ergab, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich auf die Spuren jener ersten Einwanderer zu begeben, die nach einer in der europäischen

<sup>6</sup> Vgl. Volks- und Schützenzeitung für Tirol und Vorarlberg, 27.3.1857, 177.

<sup>7</sup> Näheres dazu s. Wilfried Schabus, Kontaktlinguistische Aspekte bei Tiroler Siedlergruppen in Pozuzo (Peru), Santa Leopoldina (Brasilien ES) und Dreizehnlinden (Brasilien SC), in: Tiroler Heimat 60 (1996), 221-227.

<sup>8</sup> Thomas Naupp, „Grüßet uns die heilige Rosa von Lima!“ Der Beitrag der Fiechter Benediktiner zur Tiroler Auswanderung nach Peru im Jahr 1857, in: St. Georgenberg-Fiecht. Missionskalender 1995, 20-35.

<sup>9</sup> S. den Erlebnisbericht von Wilfried Schabus, Tirol liegt in den Anden, in: Die Presse, 5. Dezember 1992, Beilage: Spectrum, 1f.

Migrationsgeschichte einzigartigen Odyssee endlich den Ort ihrer sehnsuchtsvollen Suche erreichen, der sie dann für 100 Jahre zu den „Vergessenen im Urwald“<sup>10</sup> machen sollte.

### Kritische Anmerkungen zur Gründungsgeschichte Pozuzos

Schon allein die Lage Pozuzos am (tropischen) 10. südlichen Breitengrad und noch dazu auf nur 800 Metern über dem Meeresniveau ist ein Umstand, der dieser Tiroler Kolonie in Peru in der Phantasie des heutigen Lesers ein exotisches Flair verleiht. Was das Unternehmen „Pozuzo“ aber wirklich zu einem Ereignis gemacht hat, das in der ganzen europäischen Migrationsgeschichte nicht seinesgleichen hat, ist die Gründungsgeschichte dieser Siedlung. Und so ist es nicht verwunderlich, daß fast jeder der inzwischen schon recht zahlreichen Pozuzo-Autoren nicht nur auf die bemerkenswerte Vorgeschichte dieses Auswanderungsereignisses eingegangen ist, sondern sich in seiner Phantasie auch die Reise der ersten Kolonisten von der Pazifikküste in das ihnen zugedachte Siedlungsgebiet am östlichen Rand des Andengebirges nachzuvollziehen bemühte. Gern werden bei der Beschreibung dieses Unternehmens Etikettierungen wie „kühn“ oder „abenteuerlich“ verwendet. Kennt man den Weg aber erst einmal aus eigener Anschauung, stellt man fest, daß jenes „Abenteuer“ in dieser Form niemals hätte stattfinden dürfen.<sup>11</sup>

Das geht aber auch schon aus den bekannten Eckdaten hervor: Eine aus Tirolern und Rheinländern bunt zusammengewürfelte Gruppe von rund 300 Personen, unter ihnen sowohl alte Menschen als auch Kleinkinder, erreicht nach einer 17-wöchigen Reise von Antwerpen aus über die gefährlichste Seeroute der Welt um das Kap Hoorn herum, zusammengepfercht im engen, stickigen Zwischendeck eines Frachtenseglers, am 21. Juli 1857<sup>12</sup> endlich den Hafen von Lima (Callao), wo man sie aber aus wirtschafts- und konfessionspolitischen Überlegungen nicht an Land gehen läßt,<sup>13</sup> so daß sie eine andere, schlechtere Route über die Anden antreten müssen. Und so werden die Einwanderer mit dem Dampfschiff „Inca“ in den etwa 125 km weiter nördlich gelegenen Hafen von Huacho gebracht. Hier trennt die entwurzelten Emigranten noch eine Entfernung von etwa 400 Kilometern sowie das Andengebirge von ihrer „Kolonie“, die ihnen von ihrem im Auftrag der peruanischen Regierung handelnden Auswanderungsagenten, dem deutschen Baron Damian von Schütz-Holzhausen, als eine paradiesische Landschaft beschrieben wird. Doch nicht nur, daß auf diesem Weg, beginnend auf dem Meeresniveau, Höhen von über 4.700 Metern überwunden werden müssen: Die Dimensionen dieses riesigen Gebirges bringen es mit sich, daß der Weg in die Minenstadt Cerro de Pasco wochenlang über die fast unbesiedelten gewellten Hochflächen der *Puna* führt, die wegen ihrer Höhen von meist über viertausend

<sup>10</sup> Vgl. den Buchtitel von Karl Schmid-Tannwald, *Pozuzo. Vergessen im Urwald. Ein Bericht aus Peru*, Wien 1957.

<sup>11</sup> Eine relativ kritische Beurteilung des Kolonisationsunternehmers Damian v. Schütz-Holzhausen findet sich auch bei Hubert Gundolf, *Tiroler in aller Welt*, Innsbruck-Wien-München 1972, 59f.

<sup>12</sup> Dieses Datum wird von dem mitausgewanderten Kaplan Josef Egg genannt, es dürfte somit die authentische Angabe sein, s. *Volks- und Schützenzeitung für Tirol und Vorarlberg*, 7.9.1857, 561. Schöpf, der sich auf spätere briefliche Nachrichten von seiner emigrierten Schwester stützt, gibt den 28. Juli als Tag der Landung an, s. Joseph Schöpf, *Die Tyroler = Colonie am Pozuzo in Peru*, in: *Oesterreichisches Jahrbuch* 16 (1892), 59-77. – Damian v. Schütz-Holzhausen gibt als Landungsdatum den 8. August an, s. D. v. Schütz-Holzhausen, *Die Deutsche Colonie in Peru*, Weinheim 1870, 35; in der Folge: Schütz. (Es scheint, als hätte Schütz den mehrtägigen Quarantäne-Aufenthalt auf der Insel San Lorenzo bei Lima, die Reise nach Huacho sowie den einwöchigen Zwischenaufenthalt in dieser Stadt, von dem Schöpf ebenfalls berichtet, der Seereise zugeordnet, vielleicht um die Chronologie der Ereignisse zu straffen.)

<sup>13</sup> Vgl. Schütz, 35.



Pachamanca-Fest in Acobamba.

Metern auch in dieser tropischen Gegend kalt und unwirtlich ist und den unfreiwilligen Extremwanderern auf ihrer Suche nach einem neuen, glücklicheren Leben damals das Letzte abverlangt haben muß.

Zwar weiß Damian von Schütz, daß es auch hier eine günstigere Route für „wenig abgehärtete Personen“ gibt, und zwar über das alte spanische Kolonialstädtchen Huánuco, und Schütz glaubte damals sogar, daß man auf diesem Wege „keine einzige Nacht im kalten Klima zu schlafen braucht.“<sup>14</sup> Gegen diese Variante sprachen allerdings nicht nur die etwas längere Streckenführung, sondern auch die wirtschaftlichen Interessen der Koloniegründer: Denn in Huánuco bestand genau wie in Lima die Gefahr, daß tüchtige Arbeitskräfte von der Einwanderergruppe abgeworben werden, um so das Projekt zu Fall zu bringen.<sup>15</sup>

Ein Fünfundsechzigjähriger und ein Säugling überstehen die Strapazen auf dem Weg nach Cerro de Pasco nicht. Doch auch als man endlich hier angekommen war und erfahren mußte, daß der von der Regierung vertraglich zugesicherte direkte Weg in die Kolonie noch nicht existierte, konnte man sich nicht dazu durchringen, wenigstens von hier noch nach Huánuco abzusteigen und von dort aus weiter den steinigen Pfad zum Pozuzo-Fluß zu benutzen, der damals zwar noch äußerst schlecht, aber doch immerhin wenigstens schon vorhanden war.<sup>16</sup> Doch Schütz wußte, daß der Präfekt dieser Stadt

<sup>14</sup> S. Schütz, 29.

<sup>15</sup> Vgl. Schütz, 35f.

<sup>16</sup> S. Schütz, 35.



Rio Carampayo (links) und Rio Huarichaca. Durch diese damals noch weglose und dicht bewaldete Gegend drangen die Einwanderer gegen den Pozuzo vor.

sowie auch der aus Huánuco stammende General (und spätere Staatspräsident) Prado Anhänger der Vision einer baldigen Eröffnung der Amazonasdampferschiffahrt waren, was für den Unterlauf des Pozuzo (wenigstens theoretisch) die Anbindung an die Atlantikküste und somit ein Tor zum Handel mit Europa und Nordamerika bedeutet hätte. Deshalb war der Präfekt bestrebt, alle verfügbaren Mittel auf den Ausbau des Weges von Huánuco nach dem Pozuzo zu konzentrieren, anstatt sie an ein neues Projekt zu binden, das vorerst ja doch nur den Zuwanderern zugute kommen sollte.

Gerade jener „Welthandel“ war es aber, von dem auch Damian von Schütz träumte. Denn die Alte Welt brauchte Salpeter und Guano, den an der peruanischen Pazifikküste abgelagerten Vogeldung, um mit diesen Düngemitteln die Bodenerträge in ihren volkreichen Ländern zu steigern. Lang und kostspielig war allerdings der Handelsweg für diese Güter um das Kap Hoorn herum, denn den Panamakanal gab es damals ja noch nicht. Unter diesen Voraussetzungen war es eine geradezu atemberaubende Idee, mittels der bereits geplanten Eisenbahnlinie nicht nur die in der Cordillera gewonnenen Erze, sondern auch die Handelsprodukte der Küste von Lima aus auf dem Schienenwege bis zu einem am Rande des Tieflands zu errichtenden Flußhafen zu bringen, sie dort auf Dampfschiffe zu verladen und über die Wasserstraßen des Amazonasbeckens quer durch Brasilien an die Atlantikküste und von dort weiter nach Europa und Nordamerika zu transportieren. Schütz, dem der Regierungskontrakt Ländereien am Pozuzo zugestanden hatte,<sup>17</sup> wäre beim planmäßigen Gelingen des Projekts also wohl zu einem bedeutenden Handelsherrn aufgestiegen.

<sup>17</sup> Vgl. Schütz, 34.

Bis zur Verwirklichung solcher Visionen war man aber jedenfalls auf die Belieferung der Minenstadt Cerro de Pasco mit Lebensmitteln angewiesen. Aber auch daran konnte Huánuco nicht interessiert sein, da hier im wesentlichen die gleichen landwirtschaftlichen Produkte wie am Pozuzo gediehen und Huánuco seit jeher der Hauptlieferant für die Bergwerksstadt gewesen war. Deshalb wollte man sich auch in Hinkunft wenigstens den Zwischenhandel mit der neuen Konkurrenz sichern, indem man den Handelsweg der Pozuziner über Huánuco leitete.

So wird es immerhin verständlich, daß Schütz auf der Fertigstellung der vertraglich vereinbarten direkten Verbindung zwischen Cerro de Pasco und dem Pozuzo beharrte. Was einen vom heutigen Standpunkt dabei allerdings bedenklich stimmt, ist der Umstand, daß er seine Gruppe von Cerro de Pasco nach Acobamba führte (auf Umwegen, da ja die direkte Verbindung noch nicht hergestellt war), obwohl er wußte, daß es von dort kein Weiterkommen geben würde. Er nahm also die ihm anvertrauten Leute gleichsam in Geiselschaft, um mit ihnen als Druckmittel die Weiterführung der Strecke zu erzwingen. Dabei machte er die Menschen, die er selbst mit seinen Verheißungen von einem glücklicheren Leben in Peru für dieses Projekt angeworben hatte, zum Opfer aller Intrigen, die von seinen Widersachern gegen ihn angezettelt wurden.

Angesichts dieser Schwierigkeiten kehrten jetzt viele Auswanderer der Gruppe den Rücken, obwohl man versucht hatte, sie ideologisch auf ein gewisses katholisches Sendungsbewußtsein einzuschwören, indem man den frommen Gläubigen einschärfte, daß in Peru der katholische Glaube der eingeborenen Bevölkerung von der „wohl etwas verkommenen Geistlichkeit nicht zum Besten geleitet“<sup>18</sup> würde und daß deshalb die „spanischen Staaten ... nur durch Einwanderung von europäischen Katholiken ... gerettet werden“ könnten.<sup>19</sup> Pozuzo würde demnach den „ersten Kern einer wahrhaft katholischen Kolonisation bilden“.<sup>20</sup> Und mit dem Ausbau einer katholischen Einwanderung nach Peru würde man schließlich „dem verderblichen Einflusse des entarteten Nordamerika ... entgegenzutreten“ können.<sup>21</sup> Die gewünschte Entwicklung des Kolonisationswerks würde jedoch „ohne tüchtige Ordenspriester ... immer gefährdet“ bleiben,<sup>22</sup> weshalb die klerikalen Förderer von Schütz auch die baldige Ansiedlung eines katholischen Missionsordens in Peru planten. Auch Schütz selbst war von dieser Notwendigkeit überzeugt, denn „ohne tüchtige geistliche Leitung verkommen und verwildern“ auch „deutsche Kolonisten“ und sinken „in einen Zustand von Thierheit“ herab, wie er es „namentlich in Nordamerika“ beobachtet haben will, wo „dieselben ... ihre Religion gar bald von sich werfen“ und „moralisch zu Grunde“ gehen.<sup>23</sup> Immerhin seien die Tiroler aber, ist der Baron überzeugt, „in Bezug auf Ausdauer und Sittlichkeit allen andern“<sup>24</sup> vorzuziehen.

Nachdem Damian von Schütz als Folge der gegen ihn angezettelten Intrigen von seiten der peruianischen Regierung die Kolonisierungsagenden entzogen werden, ist es der mit seinen Landsleuten mitausgewanderte Tiroler Geistliche Josef Egg, der ab jetzt die ganze Last einer hoffnungslos verfahren-

<sup>18</sup> Volks- und Schützenzeitung für Tirol und Vorarlberg, 24.11.1856, Beilage 68.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Brief von Legationsrat Dr. Moriz Liever an den Tiroler Benediktiner Augustin Scherer vom 11.4.1857 (im Stiftsarchiv St. Georgenberg/Fiecht); vgl. a. Brief Schütz an Scherer, 13.11.1856.

<sup>21</sup> Volks- und Schützenzeitung für Tirol und Vorarlberg, 16.1.1857, 35.

<sup>22</sup> Brief von Legationsrat Liever an den Tiroler Benediktiner Augustin Scherer vom 11.4.1857; vgl. a. Brief Schütz an Scherer, 13.11.1856.

<sup>23</sup> Volks- und Schützenzeitung für Tirol und Vorarlberg, 24.11.1856, Beilage 68.

<sup>24</sup> Ebd.

nen Situation allein zu tragen und auch den Weiterbau des Weges zu organisieren hat. Er ist zutiefst davon überzeugt, daß die Bewahrung der persönlichen Integrität und der Menschenwürde jedes einzelnen in seiner Gruppe nur durch dessen Verbleib bei dieser Gemeinschaft garantiert werden könne. Und für jeden, der sich abwerben läßt, fürchtet er um dessen Seelenheil, schon allein wegen der Unwägbarkeiten, denen sich ein der Landessprache und -sitten Unkundiger in einer ihm völlig fremden Gesellschaft notwendigerweise ausgeliefert sehen mußte. Der unbeirrbar weiterweg der geschrumpften Schar seiner Anhänger gestaltet sich indessen zu einer inzwischen schon sieben Monate dauernden weltweiten Pilgerfahrt mit immer noch ungewissem Ausgang. Dem selbstlosen Einsatz Eggs ist es zu verdanken, daß die Gruppe in den folgenden Monaten nicht gänzlich auseinanderbricht.

Der Weg endete also bei Acobamba. Die Reise von Huacho an der Pazifikküste über das Andengebirge bis hierher „dauerte sechs Wochen, und die Mühen sind unbeschreiblich“, schreibt eine Tiroler Emigrantin in einem Brief an ihre Mutter. Dann stellt sie, wie um sich selbst Mut zu machen, der tristen Gegenwart ihre noch ungebrochenen Auswandererträume entgegen: „Aber unser zukünftiger Ort ist sehr gut, wie wir aus verlässlicher Quelle wissen, denn noch sind wir nicht an der Stelle, weil der Weg noch nicht ganz gemacht ist“.<sup>25</sup> Den Weg, der sich von vornherein nur als ein völlig unzulängliches Provisorium anlegen ließ, diesen Weg also „ganz“ zu machen, sollte die weitgehend auf sich allein gestellte Gruppe von diesem Zeitpunkt an noch mehr als ein Jahr kosten. Er führte schließlich von der Dreitausender-Region an der Ostseite der Anden die steilen, von dichtem Regenwald bestandenen Hänge „durch Schluchten, über Hügel und Felsen, über Dickicht und Bäume oder unter Wurzeln und Ästen“<sup>26</sup> hindurch bis in das tiefe Tal des Huancabamba hinab, wo die Kolonisten ihr Siedlungszentrum anlegen sollten.

Wie man sich die Zukunft in dieser damals noch unbekanntem „Colonie“ ausmalte, als der Weg dorthin „noch nicht ganz gemacht“ war und die Auswanderer ihre schwersten Prüfungen noch vor sich haben sollten, bezeugt unsere Brieffschreiberin folgendermaßen: „Liebe Mutter, es geht uns jetzt immer besser, bis in fünf oder sechs Jahren sind wir reich genug, dann kehren wir wieder zu euch zurück. Denn der Boden ist ungemein fruchtbar, und man kann alles sehr teuer verkaufen.“<sup>27</sup> Vier Monate später, am 11. Jänner 1858, sieht man die Dinge plötzlich ganz anders: „Alle Kolonisten schildern die Gegend als unüberwindlich zur Herstellung eines ordentlichen Weges. Deswegen geben sie alle Hoffnung zu einer jemaligen Kommunikation mit anderen Ortschaften auf, und stellen sich zufrieden, wenn sie es nur so weit bringen könnten, daß sie selbst einstens zu leben haben“, stellt an diesem Tage der Hilfsgeistliche Joseph Überlinger fest,<sup>28</sup> der wie Josef Egg die Emigranten begleitet hatte. Im Gegensatz zu dem opferbereiten Egg zog er es jetzt aber vor, die Gruppe zu verlassen.

### **Eine Trekkingtour nach Pozuzo**

Fasziniert von diesen Ereignissen, machte sich der Autor dieser Zeilen mit einem peruanischen Begleiter am 5. September 1996 von Lima aus auf den Weg über die Anden, den auch unsere tirolischen

<sup>25</sup> Volks- und Schützenzeitung für Tirol und Vorarlberg, 4.1.1858, 9f.

<sup>26</sup> Bothe für Tirol und Vorarlberg, 15. März 1858, 257.

<sup>27</sup> Volks- und Schützenzeitung für Tirol und Vorarlberg, 4.1.1858.

<sup>28</sup> S. Bothe für Tirol und Vorarlberg, 23. Juli 1858, 725f.





Der „Cementerio Alemán“ auf der Pampa Hermosa. Hintergrund: Wahrscheinlich aus diesem Graben an der Flanke des Berges Santa Cruz kam am 28. Februar 1859 die Mure hervor, der sechs Auswanderer aus Silz zum Opfer fielen.

Auswanderer vor 140 Jahren auf sich genommen hatten. Da wir zunächst einmal das sagenhafte Acobamba finden mußten, hatten wir vorher das *Instituto Geografico Nacional* in Lima aufgesucht, die einzige Stelle in Peru, bei der man für sündteures Geld halbwegs genaue Regionalkarten bekommen kann. Da ich schon am 1. Oktober nach Chile weiterfliegen mußte, machten wir natürlich von den heute verfügbaren Verkehrsmitteln Gebrauch. Und so gestaltete sich unsere Reise zwar durchaus abenteuerlich, besonders „kühn“ war sie, obwohl völlig abseits der üblichen Touristenpfade gelegen, unter den heutigen Bedingungen aber nicht. Denn immerhin brauchten wir uns nicht mehr unseren Weg durch den Urwald zu bahnen, weil die Gegend heute über weite Strecken ausgesprochen kahl ist. Auch ist das Gebiet heute ausreichend durch Wege erschlossen, denn diese Saumpfade stellen die einzige Möglichkeit dar, die weit verstreut liegenden Siedlungen mittels Maultierkarawanen zu versorgen.

Die kleine Küstenstadt Huacho präsentierte sich in dem für diese Jahreszeit typischen Hochnebel, der den Wüstenstreifen entlang der Küste so trostlos erscheinen läßt. Von hier aus machten sich unsere Tiroler Emigranten damals zu Fuß auf den Weg. Nur für die Allerschwächsten wurden Esel bereitgestellt,<sup>29</sup> weil man die verfügbaren Tragtiere für den Transport des großen Gepäcks der Einwanderer, die in großen hölzernen „Kuufern“ (Koffern) Haushaltsgeräte und Werkzeuge mit sich führten, dringend benötigte. Wir hingegen fuhren mit dem Bus das Tal des Rio Haura aufwärts, wo sich der Nebel bald verflüchtigte, nicht aber die Wüste. Angesichts des staubigen Tals und der vollkommen kahlen, sandigen Berge müssen den Auswanderern wohl schon hier die ersten Zweifel gekommen sein, ob das ihnen verheißene Tal des Pozuzo mit seiner angeblich paradiesischen Fruchtbarkeit in einem solchen Lande überhaupt existieren könne.

Nach ca. 60 km Fahrt kamen wir nach Sayán. Obwohl wir diesen Ort bereits um die Mittagszeit erreichten, fanden wir für diesen Tag keine Möglichkeit der Weiterreise mehr. Am nächsten Morgen ging es mit einem anderen Bus über Churín mit seinen Thermalbädern die steiler werdende Straße hinauf zur Minenstadt Oyón, ca. 150 km von der Küste entfernt auf über 3.600 Metern Höhe gelegen. Es stellte sich heraus, daß es inzwischen tatsächlich auch von hier eine Busverbindung über den Hauptkamm der Anden gab, woran wir bis zuletzt gezweifelt hatten, denn wir waren auf einen langen, langen Fußmarsch mit schwerem Gepäck eingestellt gewesen. Der Bus sollte um drei Uhr morgens abfahren, vorher war jedoch noch eine Reparatur fällig. Um so zügiger ging es mit einer halben Stunde Verspätung im Driftempo die engen Serpentinaen der Schotterstraße bergauf, wobei die Dunkelheit gnädig die Abgründe des Geländes vor unseren Blicken verbarg. Die Straße führte uns in Höhen von über 4.700 Metern, und die nächtliche Kälte im ungeheizten Autobus<sup>30</sup> war kaum noch zu ertragen. Schemenhaft sahen wir dann in der anbrechenden Morgendämmerung die endlose Hügelwelt der Puna, die sich uns als eine zu dieser Stunde noch bereifte Grassteppe mit zugefrorenen Sumpflöchern präsentierte, bevölkert lediglich von einzelnen verstreuten Llamaherden.

Knapp nach 7 Uhr kommen wir in Cerro de Pasco an, einer tristen Minenstadt, die sich am Rande riesiger Bergwerksgruben auf mehr als 4.300 Metern Seehöhe ausdehnt. Ihre Kälte erscheint dem Fremden umso trostloser, wenn er merkt, daß er hier nicht besonders willkommen ist.

Am späteren Vormittag haben wir einen Bus, der uns auf der peruanischen Zentralstraße endlich wieder in die wärmeren Regionen des Huallaga-Tales bringt. Nach knapp 50 km schöner Fahrt erreichen wir die kleine Stadt San Rafaél auf etwa 2.700 m. Von hier aus werden wir die Berge überqueren, um

<sup>29</sup> Vgl. Schütz, 35.

<sup>30</sup> Beheizt war nur die Fahrerkabine.



Pozuzo-Zentrum, 1996.

unser sagenhaftes Acobamba zu erreichen. Von Pozuzo trennen uns von hier ab noch 74 km Luftlinie.

Am nächsten Tag, es ist Sonntag, bringt uns ein Kleinlaster bis zu dem Weiler Querojamanán auf ca. 3.500 Metern Höhe. Beinahe freue ich mich bei dem Gedanken, daß wir jetzt für eine Woche kein Motorfahrzeug mehr zu sehen bekommen würden. Gegenüber, etwas höher gelegen und durch ein Tal von uns getrennt, erkennen wir die Indianersiedlung Alcas, unser nächstes Ziel. Nach einigem Warten stellt man uns sogar ein Pferd samt einem jugendlichen Treiber zur Verfügung, so daß wir unsere schweren Rucksäcke nicht selbst zu tragen brauchen. Trotzdem merke ich bei dem Gegenanstieg, der uns in der Mittagssonne die etwa 700 Höhenmeter steil hinauf nach Alcas führt, daß ich diesmal leider völlig unakklimatisiert bin. Wenigstens dieses Problem dürften unsere Einwanderer damals nicht gehabt haben, die ja die ganze Strecke zu Fuß unterwegs gewesen waren und sich dabei langsam an die Höhe gewöhnen konnten.

An der durch einen Zaun markierten Dorfgrenze begegnet uns der Chef der hiesigen Ronderos, also der einst gegen den Staatsterrorismus aufgestellten Bürgerwehr, die hier aus triftigen Gründen immer noch aktiv ist. Er ist ein offener, kameradschaftlicher Typ. Er fragt uns nach unserem Vorhaben, läßt sich unsere Dokumente zeigen und versichert uns gutgelaunt, daß auch auf unserer weiteren Strecke derzeit alles ruhig sei.

Das Dorf bietet ein pittoreskes Bild: Viele Kinder, wenige Männer, dafür aber eine bunte Schar von Indiofrauen, die angeregt schwatzend am Brunnen ihre Wäsche waschen, die Kleinsten dabei in der landesüblichen Art auf den Rücken gebunden. Doch anders als in den Touristikzentren Perus, wo die

Indios sich dem Fremden gegenüber meist scheu und zurückhaltend geben, begegnet man uns hier in völlig unbefangener Heiterkeit. Die Lehrerin bewirbt uns in ihrer Hütte mit ein paar winzigen Fischen aus dem Bach, Zimt-Tee und *Cancha*, das sind geröstete Maiskörner. Im Direktionsraum der Schule, einer schlichten, mit Blech gedeckten Baracke, dürfen wir unsere Isoliermatten zum Schlafen aufrollen. Die Toilette befindet sich *en el campo*, also überall im Freien. Der Abend ist sternenklar und offenbart uns hier, auf einer Höhe knapp so hoch wie der Gipfel des Großglockners, die ganze Pracht des südlichen Firmaments. Hier war es, wo der Tiroler Auswanderer Josef Oberdonner damals seine Schwester und deren Mann, Herrn Degele aus Matrei, begraben mußte. Das ältere Kind dieser Familie war schon auf dem Schiff gestorben. Das zweite, seinen während der Seereise geborenen Neffen Franz Josef, mußte Josef Oberdonner auf der Hacienda in Alcas zurücklassen, bevor er mit der Gruppe weiterzog.<sup>31</sup>

Auch hier können wir einen *Arriero*, einen Eseltreiber, verpflichten. Am nächsten Morgen bewegt sich unsere winzige Expedition lange Zeit entlang der Viertausendmetergrenze in einem fast ebenen, seichten Tal, bisweilen beäugt von neugierigen Ziegen und etwas arrogant wirkenden Llamas. Wir passieren in dieser baumlosen Gegend einige türkisfarbene Seen, sogenannte *Lagunas*, an deren Ufern verstreut winzige strohgedeckte Hütten liegen, die sorgfältig mit Steinmauern umfriedet sind. Anders als das Dorf Alcas, vermitteln mir diese Weiler, deren Bewohner sich bei unserem Herannahen meist scheu in ihre Behausungen zurückziehen, den Eindruck einer Welt, die mir vorläufig wohl noch verschlossen bleiben wird.

Von dieser Hochfläche geht es schließlich an der ausgesetzten Flanke des tiefeingeschnittenen Pauscushtales auf einem steilen und steinigem Pfad immer weiter hinunter, und fasziniert beobachten wir den Wechsel der Vegetation, die ständig üppiger und vielfältiger wird. Wir gelangen zur Brücke *Huengo Mayo* auf einer Höhe von 3.150 Metern, wo wir den Fluß überqueren müssen. Doch unser Esel mag die schmale Brücke nicht. Auch als wir ihn von der Last unserer Rucksäcke und des Tragsattels befreien, will er nicht, da hilft auch kein noch so schmerzhaftes Traktieren mit dem Treibstecken. So bleibt uns nichts übrig, als ihm die vier Füße mit einem Strick zusammenzubinden, damit er wenigstens nicht strampeln kann. An Hals, Ohren und Schwanz schleifen wir ihn schließlich über den holprigen Steg auf die andere Seite des tosenden Baches.

Von hier führt der Weg wieder bergauf. Wir sind schon bald sieben Stunden unterwegs und von Acobamba ist noch immer nichts zu sehen. *Atras de esquina* vertröstet uns der *Arriero*, „Hinter der nächsten Wegbiegung!“ Doch Acobamba ist noch immer nicht in Sicht und schließlich hören wir auf, die Biegungen zu zählen. Dann passieren wir eine ebenere Stelle, die dafür aber umso sumpfiger ist. Dabei stellt sich heraus, daß unser Esel auch die Steine nicht mag, die man zur leichteren Überwindung dieser Passage auf dem Weg ausgelegt hat. Er will es daneben versuchen und versinkt mit der Last unserer Rucksäcke prompt bis zum Bauch im Schlamm.

Nach der kräfteaubenden Bergung des Esels gönnt sich unser fast sechzigjähriger *Arriero* eine Pause. Zur Labung genehmigt er sich einen hochprozentigen Fusel aus einer Bierflasche und erneuert das Depot von Cocablättern in seiner Backe. Anschließend entnimmt er mittels seines *Ishquipúro*, einer Art Zahnstocher, aus einem Plastiksäckchen eine kleine Menge Kalk, die er sich in den Mund schiebt und durch fleißiges Kauen mit dem Cocabrei vermischt, denn nur so wird das Cocain der Blätter frei

<sup>31</sup> Vgl. Schützenzeitung, 30.12.1857.

und kann die angestrebte Wirkung entfalten. – Das also ist der Treibstoff, der diese unbegreiflich anspruchslosen Menschen in ihrem alltäglichen Überlebenskampf in Bewegung hält!

Unsere Rast ist kurz. Der Weg führt uns nun wieder bergab, bis wir ungefähr wieder die Höhe der Brücke Huengo Mayo erreicht haben. Inzwischen ist es dunkel geworden und wir müssen mit unseren Stirnlampen dem Esel den Weg ausleuchten. *Acobamba* erreichen wir schließlich nach sieben Uhr abends. Sogleich überläßt man uns unangemeldeten Gästen eine der strohgedeckten Lehmhütten, und bei Kerzenschein gibt es heißen Kaffee und dazu *Mote*, diesmal also gekochte Maiskörner. Wir sind elf Stunden unterwegs gewesen und haben dabei eine Distanz von etwa 19 Kilometern Luftlinie geschafft. Als wir uns in unsere Schlafsäcke verkriechen, fragen wir uns, was uns der nächste Tag wohl bringen würde.

Der brachte uns Regenwetter und deshalb auch keinen neuen Arriero und somit vorläufig auch keine Möglichkeit, unsere Reise fortzusetzen. Dafür aber *Pachamánca*. Das ist die traditionelle Festspeise der Indios, die man in einer Erdgrube zubereitet, indem man die gebeizten Fleischstücke eines Ferkels und im Feuer erhitzte Steine übereinanderschichtet, das Ganze dann schließlich mit Gras, Rasenstücken und Erde abdeckt und so etwa 40 Minuten lang garen läßt. Denn angeblich war ich seit Menschengedenken der erste Gringo-Tourist, der sich in dieses Dorf verirrt hatte, und das mußte natürlich gefeiert werden, auch wenn ich mich im stillen fragte, ob im kollektiven Gedächtnis dieser Leute denn keine Spur der Erinnerung mehr an unsere Tiroler Einwanderer verankert war, die einst doch fast ein halbes Jahr in Acobamba gelebt haben, um von hier aus den Weg in ihr gelobtes Land am Pozuzo voranzutreiben. Den von europäischen Einwanderern gegründeten Ort Pozuzo kennt man aber natürlich auch hier, und man glaubt fest daran, daß dort nur „Millionäre“ leben.

Am Tage nach der Pachamanca traten wir mit einem jungen Burschen, der den Weg nach Pozuzo kannte, und mit einem neuen Tragtier unseren Weiterweg an. Nach einem kurzen Anstieg führte uns der Weg durch eine nebelverhangene, kärglich bewaldete Berglandschaft abwärts, und nach etwa einer Stunde erreichten wir eine ebene, von einer verfallenden Mauer und mehreren Ruinen bestandene Lichtung. Das also war das alte, unser historische Acobamba gewesen! Die Lehmbauweise der verfallenden Häuser scheint viel kompakter als die des neuen Acobamba gewesen zu sein. Sollten damals einige der abgesprungenen Tiroler oder Rheinländer sich hier bleibend niedergelassen haben?

Für uns geht es weiter sehr steil hinunter bis auf etwa 2.330 m Seehöhe, wo ein Steg den *Rio Huarichaca* überquert. Dieser Bach mit dem Quechua-Namen ist eigentlich der Oberlauf des Pozuzo. Viel weiter unten trägt derselbe Bach heute den spanischen Namen Rio Santa Cruz (früher: Marcán), noch weiter draußen heißt er Rio Trama und erst ab dem Zusammenlauf mit dem Rio Huancabamba führt der Fluß den Amuesha-Namen Pozuzo, was soviel wie „Salzbach“ bedeutet.

Bei der Brücke folgen wir nicht dem Lauf des Huarichaca, sondern dem heutigen Saumpfad, der uns bei großer Hitze und hoher Luftfeuchtigkeit in steilen Windungen wieder auf fast 3.000 Meter Höhe hinaufführt, von wo wir dann sanft bergabsteigend zu der weiten Streusiedlung *Carampayo* gelangen. Ein Mann, dem wir hier begegnen, erklärt uns, daß die Einwanderer damals dem Lauf des Huarichaca gefolgt seien, was uns einleuchtet. Wir hingegen setzen unseren Weg in endlosem Auf und Ab auf etwa 2.800 Metern Höhe fort und sehen bald tief unter uns die Täler des Rio Huarichaca und des Rio Carampayo, die sich hier zum Tal des Rio Santa Cruz vereinen. Für uns geht es jetzt 1.000 Meter wieder steil hinunter, wobei aber unser Pferd immer unsicherer und langsamer wird. Unweit der Brücke über den *Rio Huayros* finden wir nach Einbruch der Dunkelheit Unterschlupf auf einem kleinen Bauernhof, der von einem jungen indianischen Geschwisterpaar bewirtschaftet wird.



Alois Schmidt-Baumann (†) und Karoline Crisanto-Gstir, Prusia/Huacamayo (Foto aus dem Jahre 1989).

Am nächsten Morgen, es war inzwischen Donnerstag geworden, wollen wir durch das Tal des Santa Cruz hinaus bis Buena Vista gelangen. Der Streckenabschnitt bis zu dem auf etwa 1.460 m gelegenen Dörfchen *Canyanchagra* ist landschaftlich sehr schön, der Saumpfad ist jedoch stellenweise ausgesetzt und erfordert auch bei der gerade herrschenden trockenen Witterung ein gewisses Mindestmaß an Schwindelfreiheit und Trittsicherheit. Wir treffen auf einen nicht ganz nüchternen Indianer, der mich, den Fremden, listig fragt: *Pago o Religion?* (Soll soviel heißen, wie: „Bist du ein Heide oder ein Christ?“). Sicherheitshalber antworte ich *Religion!*, und er gibt sich zufrieden.

Da unser Pferd immer stärker lahmt, sollten wir an diesem Tage nicht mehr viel weiter kommen. Auf einer von einigen Hütten bestandenem Verebnung im Berghang war für uns vorläufig Endstation. Diese Flur heißt auf spanisch *Pampa Hermosa* (bedeutet soviel wie „Schönfeld“), die Indios gaben der Gegend aber den weit prosaischeren Namen *Huaca Yaku*, was soviel wie „Viehtränke“ bedeutet. Von Victor Espirit, der uns auf seinem Grundstück campieren läßt, bekommen wir jeder ein Stück Zuckerrohr, das wir nach und nach, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend, auskauen.

Mein Nachsinnen gilt dabei einmal mehr unseren Tiroler Auswanderern, die genau hier ihre schwerste Prüfung zu bestehen hatten. Denn wir befinden uns hier direkt gegenüber der von Muren zerfressenen riesigen Flanke des Berges *Santa Cruz*. Genau dort unten am Fluß, von dem wir unser Trinkwasser heraufholen müssen, war es, wo während der Regenzeit am 28. Februar 1859 aus einem schmalen Graben am Rande der Abbruchflanke eine riesige Mure hervorschoß und sechs Personen der Auswandererschar, die hier eine ihrer letzten Zwischenstationen errichtet hatte, unter sich begrub oder in den Fluß schwemmte. Die Opfer, vier Kinder und zwei Erwachsene, stammten alle aus Silz im obo-

ren Inntal. Heute läßt sich auf Grund der Kahlheit der Gegend schon von weitem erkennen, daß diese Stelle am Fluß in Regenzeiten von beiden Flanken her durch mögliche Murenabgänge bedroht ist, damals war das Tal aber noch von dichtem Wald bestanden, was eine Beurteilung der Situation entsprechend erschwert haben muß.

Von der Tragödie unserer Auswanderer zeugt heute noch der kleine einsame Friedhof unten am Fluß. Früher nannten ihn die Einheimischen angeblich den *Cementerio Alemán*, also den deutschen Friedhof. Er wird wohl anläßlich der Katastrophe damals von den Rheinländern und Tirolern angelegt worden sein. Heute begraben die wenigen Indios dieser einsamen Gegend hier ihre Toten. Die schiefen, verwitterten Holzkreuze und die verfallende Einfriedung aus lose übereinandergeschichteten Steinen verleihen dem stillen Ort jedoch die melancholische Würde einer längst verwaisten Gedenkstätte.

Um den Berg Santa Cruz und den Friedhof ranken sich heute zahlreiche, von indianischem Volksglauben geprägte Legenden. So sollen die europäischen Einwanderer nach dem Unglück damals Waffen, Gold und andere Reichtümer in die abgegangenen Erdmassen eingegraben haben, um sie den darin Umgekommenen in die Totenwelt mitzugeben. Ein mit Steinen werfender Dämon verhindert heute aber die Auffindung dieser Schätze. Außerdem soll sich in der wüsten Abbruchflanke des Berges ein Tunnel verbergen, der zu einer Goldmine führt. Wer sich jedoch diesem Stollen nähert, wird verschüttet. Doch selbst wenn es ihm gelingen sollte, ins Innere des Berges vorzudringen, würde er nie wieder zurückkehren. Denn die Stufen, die sich immer steiler in die Tiefe hinabwinden, führen letzten Endes kopfüber in eine unendliche Leere.

Wahr ist, daß der Berg tatsächlich Gold enthält. Durch die Erdrutsche werden Goldkörnchen in den Fluß eingebracht, wo man Bruchteile davon schließlich mühselig herauswaschen kann. Auch Victor hat auf diese Weise schon Gold gefunden.

Wir aber müssen uns um unseren Weiterweg kümmern. Diesmal können wir keinen Arriero aufreiben, und so tragen wir unsere 30-kg-Rucksäcke selbst. Wir brechen beim Hellwerden um sechs Uhr morgens auf und erreichen knapp vor 11 Uhr vormittags nach einem abermaligen endlos scheinenden Auf und Ab entlang der kahlen Bergflanke *Buena Vista*. Auf nur noch 1.400 m Höhe macht sich jetzt die tropische Sonne schon sehr bemerkbar. In Buena Vista hat sich eine kleine Schar von Leuten eingefunden, denn es ist hier für heute eine Versammlung der Bürgermeister dieser Region angesagt. Ein Polizist verlangt ziemlich barsch meinen Reisepaß und fragt lang und kompliziert nach meinem Woher und Wohin und Weshalb. Mit der Auskunft, daß es von hier noch sieben Stunden bis Pozuzo seien, läßt er wieder von mir ab. Nach kurzer Rast machen wir uns bei sengender Mittagshitze wieder auf den Weg. Etwa hier haben laut der Überlieferung einzelne Einwanderer damals die rechte Talflanke überschritten und sind wohl durch den irgendwo dahinter liegenden Graben des Delfin-Baches in das Gebiet der heutigen Ortschaft Prusia gekommen, lange bevor das Gros der Gruppe von seiner Zwischenstation in der Pampa Hermosa aus entlang des Haupttales die Kolonie erreicht hat.

Bei unserem Abstieg von Buena Vista begegnen uns auf dem steinigen Pfad zwei Gestalten, die sich den Weg gegen Buena Vista emporarbeiten. Es sind ein kleiner Peruaner und eine schlaksige, hager, etwas linkisch wirkende Gestalt, die ich zunächst reichlich verwundert für einen Gringo halte. Vielleicht ein Amerikaner, denke ich mir, den es aus unerfindlichen Gründen hierher verschlagen hat. In diesem „Amerikaner“ erkenne ich schließlich aber hoch erfreut einen alten Bekannten, nämlich José

Müller, den Bürgermeister von Pozuzo. Ich kenne ihn von meinen drei früheren, „normalen“ Reisen nach Pozuzo. Er verspricht mir, den Polizisten in Buena Vista zu beruhigen.

Wenig später erreichen wir um ca. 14 Uhr den kleinen Ort *Chumalle* auf knapp 1.200 m Höhe. Hier bekommen wir endlich wieder einen Lastesel. Auf unserem Weiterweg bemerke ich vor einer Hütte eine Indiofrau, die auf einem primitiven Webstuhl aus buntem Garn ein farbenprächtiges Tuch herstellt. Auf meine Frage, wo sie denn ihre Erzeugnisse verkaufe, macht sie mir klar, daß sie diese Decken ausschließlich für sich und ihre Familie webe.

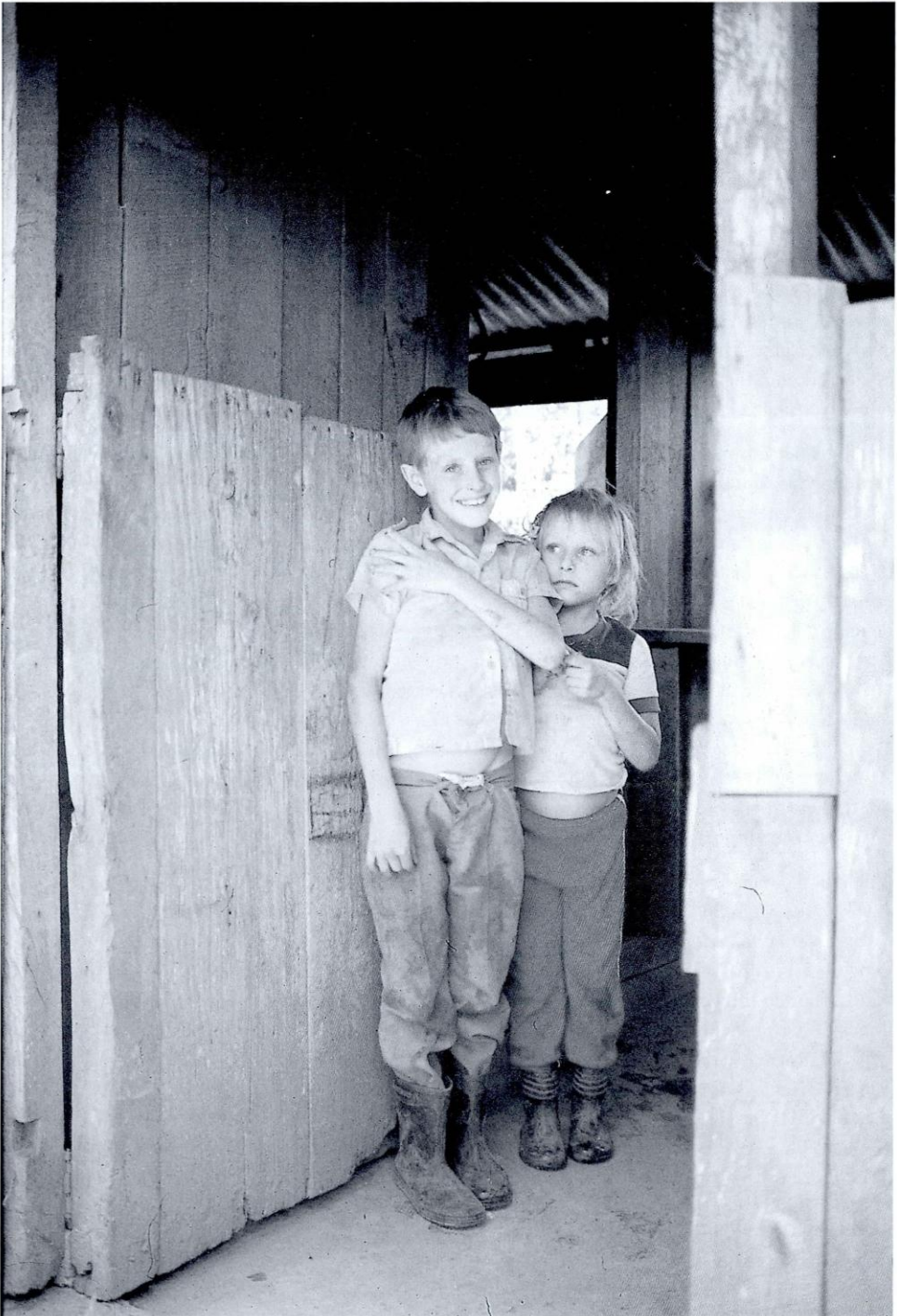
Das letzte Stück unseres Weges ist landschaftlich wunderschön. Bald erreichen wir die senkrechten Uferfelsen des *Rio Trama*, wie dieser Abschnitt des hier schon recht mächtigen Pozuzobaches heißt. Hier irgendwo haben früher die Pozuziner auf einer Playa, also einer Sandbank am Fluß, hin und wieder provisorische Unterkünfte aufgeschlagen und im Verlauf von mehrwöchigen Aufenthalten in großen Pfannen das Salz aus dem Wasser einer mineralhaltigen Quelle herausgekocht. Die isolierte Lage der Siedler machte es notwendig, auch hinsichtlich der Gewinnung von Salz autark zu sein.

Um 18 Uhr erreichen wir den schon zu Pozuzo gehörenden Weiler *Yanahuanca* (= „Schwarzer Felsendämon“). Hier ist seit meinem letzten Besuch im Sommer 1992 ein großer Kaufladen entstanden. Im Vergleich zu den wenigen winzigen und armselig sortierten Verkaufsständen unterwegs wirkt dieser Laden wie ein großstädtischer Supermarkt auf uns. Er wird von langen, schlaksigen jungen Kolonisten-Gestalten betrieben, die uns mit zurückhaltendem Interesse mustern. Auch die Fahrstraße, die von hier zu dem noch acht Kilometer entfernten Pozuzo-Zentrum führt, hat es bei meinem letzten Besuch vier Jahre zuvor noch nicht gegeben. Bei völliger Dunkelheit, unserem Esel mit den Stirnlampen leuchtend, machen wir uns weiter auf den Weg. Ein Motorradfahrer überholt uns und kündigt uns einem Taxifahrer an, der an der nächsten Wegkreuzung auf uns wartet. Der Esel wird auf die Weide getrieben, und wir lassen uns zum „Hostal Tyrol“ im Ortsteil Prusia bringen. Als wir das Zentrum durchfahren, bin ich mir gar nicht mehr so sicher, ob es mir hier noch so gut wie früher gefallen wird. Zu viele Motorräder und Autos sind es in diesem kleinen Dorf inzwischen geworden. Unser Quartier in Prusia war anfangs eine Discothek, und manche Burschen scheinen noch nicht zu wissen, daß es das nicht mehr ist und machen einmal bis in die frühen Morgenstunden mittels eines Verstärkers ein infernalisches Getöse.

Der Anschluß an die moderne Zeit hat sich nun also auch in Pozuzo vollzogen. So abrupt, daß die Erfahrungswelt der Alten von den Jungen kaum noch nachempfunden werden kann. Denn als die ersten Siedler vor bald 140 Jahren schließlich doch noch am Pozuzo anlangten, fanden sie da zwar eine schöne und fruchtbare Gegend vor, doch hatten sie sich hier zu Gefangenen der geographischen Verhältnisse gemacht. Ihren so mühsam gebauten „Weg“ mußten sie wieder verfallen lassen, denn eine Vermarktung ihrer Produkte kam für lange Zeit doch nur über den wilden und steinigen Saumpfad nach Huánuco in Frage. Die ursprünglich bis an den Rand des Tieflandes geplante Eisenbahnlinie wurde nie gebaut. Und der Fluß, der diesen Transportweg über den Amazonas bis an den Atlantik verlängern sollte, war doch nicht so gut schiffbar, wie es für so ein Projekt nötig gewesen wäre. Und eine wenigstens in den Sommermonaten leidlich befahrbare Verbindung mit der Außenwelt erhielt Pozuzo erst mehr als 120 Jahre nach seiner Gründung.

Eine Ausdehnung des Siedlungsgebietes war nur flußabwärts möglich. Doch dort lauerten Tropenkrankheiten. Bald wurden auch Pozuzo und Prusia von ihnen heimgesucht. Eine besonders schwere





Edwin und Rosa Gladis Nössing-Gstir aus Prusia/Huacamayo (Foto aus dem Jahre 1989).

Gelbfieberepidemie wütete hier 1922,<sup>32</sup> und Malariafälle gibt es bis heute. Erst seit der Fertigstellung der „Posta Medica“, einer Arztstation mit einigen Betten, hat man sie halbwegs unter Kontrolle.

Die Besiedlungsgeschichte Pozuzos war auch für damalige Verhältnisse ein unerhörtes Unterfangen. Andere staatlich gelenkte Kolonisierungsprojekte dieser Zeit, etwa in Brasilien oder im südlichen Chile, waren im Vergleich dazu umsichtig und verantwortungsbewußt geplante Unternehmungen. Man darf aber Damian von Schütz trotz allem nicht verdammen. Zu übel wurde ihm von seinen Gegnern und der unberechenbaren Entwicklung in einem politisch äußerst labilen Land mitgespielt. Für ihn spricht auch, daß er angesichts der Schwierigkeiten sogar sein privates Vermögen für die Emigranten opferte und Zeit seines Lebens Anteil am weiteren Schicksal der Siedlung nahm. Er war halt ein junger Mann von dreißig Jahren gewesen, als er 1856 den Vertrag mit der peruanischen Regierung einging, voll von Tatendrang und mitreißenden Ideen. Auch war er offenbar ein guter, sportlicher Reiter, der weite, schwierige Strecken zügig bewältigen konnte. Auch war er damals wohl noch kerngesund (später erkrankte er an einem Leberleiden). Daß er aber auf einen Weg, den er sich selbst zutraute, die ihm anvertraute Gruppe niemals hätte schicken dürfen, hat er wohl erst viel zu spät erkannt.

Denn als der mit den Vollmachten der peruanischen Regierung ausgestattete Projektbetreiber hatte Damian von Schütz-Holzhausen Gegner, die den Zusammenhalt der Gruppe zu erschüttern trachteten und damit sein Projekt sabotierten. Seine Gegenspieler waren vor allem die in Lima etablierten hanseatischen Handelsherrn, die ja selbst an tüchtigen Arbeitskräften interessiert waren. (Außerdem hätte ja auch so mancher Professionist unter den Emigranten von sich aus auf den Gedanken kommen können, sich in der Hauptstadt niederzulassen, wo gelerntes Handwerk damals tatsächlich noch goldenen Boden hatte). „Feinde“ waren die Hanseaten in den Augen des Barons aber auch deshalb, weil sie Protestanten und somit für ihn „Freimaurer“ waren. Tatsächlich hatte Schütz, nicht zuletzt wohl auch wegen der aggressiv „fundamentalistisch“-katholischen Etikettierung seines Unternehmens, unter diesen erbitterte Gegner, die mit aller Macht bestrebt waren, das Projekt zu Fall zu bringen. Denn dieses sollte ja erst den Anfang einer riesigen und ausschließlich katholischen kolonialisatorischen Erschließung am Rande des Tieflands bilden, die bei ihrem Gelingen die Handelsströme über das Wasserstraßensystem des Amazonasbeckens von Lima weggelenkt und somit die peruanische Hauptstadt als Handelsmetropole in Frage gestellt hätte.

Doch die kühnen Projekte von damals wurden, wie wir ja bereits wissen, ohnehin nie verwirklicht. Zwar wurde im Jahre 1893 das letzte Teilstück der Eisenbahnlinie von Lima über den 4.781 m hohen Scheitelpunkt nach dem Tielipaß (im Galeratunnel) bis nach La Oroya fertiggestellt, ihre Fortsetzung über Pozuzo bis ins Tiefland wurde jedoch nie in Angriff genommen. Für die von der Außenwelt isolierten Einwanderer lag Huánuco, der nächste Absatzmarkt, vier unbeschreiblich mühselige Tagesfußmärsche entfernt, und trotzdem gedieh die Kolonie im Rahmen dieser mehr als bescheidenen Voraussetzungen. So kam es, daß ein hoher peruanischer Funktionär den Pozuzinern im Jahre 1889 glänzende wirtschaftliche Zukunftsaussichten bescheinigte, „wenn hier die Eisenbahn durchgehen wird“. Die Eisenbahn kam zwar (s. oben), aber längst nicht bis hierher. Es kam auch nicht die geplante Straße, von der Josef Egg träumte, der als der erste Pfarrer in die Geschichte Pozuzos einging. Es war die Vision einer Straße, auf der man „an einem Tage die Dampfschiffe erreicht, welche über den Amazonenstrom uns in kürzester Zeit mit Europa verbinden“ würden, „so daß in Zukunft der Weg hierher nicht mehr über Kap Horn und die fürchterlichen Cordilleras gehen wird.“<sup>33</sup> Und weil

<sup>32</sup> S. Birgit Wencelides, *Tiroler Bauern in Peru*.

<sup>33</sup> Schützenzeitung, 27.1.1868, 52.

man einerseits im fernen Europa das Guano nicht mehr brauchte, weil man inzwischen den Stickstoffdünger erfunden hatte, und weil man außerdem im fernen Panama an einem Kanal baute, der den pazifischen mit dem atlantischen Ozean verbinden würde, kamen auch die im Projekt vorgesehenen 10.000 deutschsprachigen Siedler nicht. Was hingegen ankam (und zwar schon im Jahre 1868), war eine kleine Gruppe „liederliches, sittenloses Gesindel, aus Tyrol abgeschobene Dörcher“.<sup>34</sup> Diese Zuwanderer hätten sich am Ufer des Mairo-Flusses ansiedeln sollen. Doch auch dorthin führte noch kein brauchbarer Weg. Deshalb „vertheilten sie sich am Pozuzo, so weit noch freies Land vorhanden war.“<sup>35</sup>

### Pozuzo im Jahre 1996

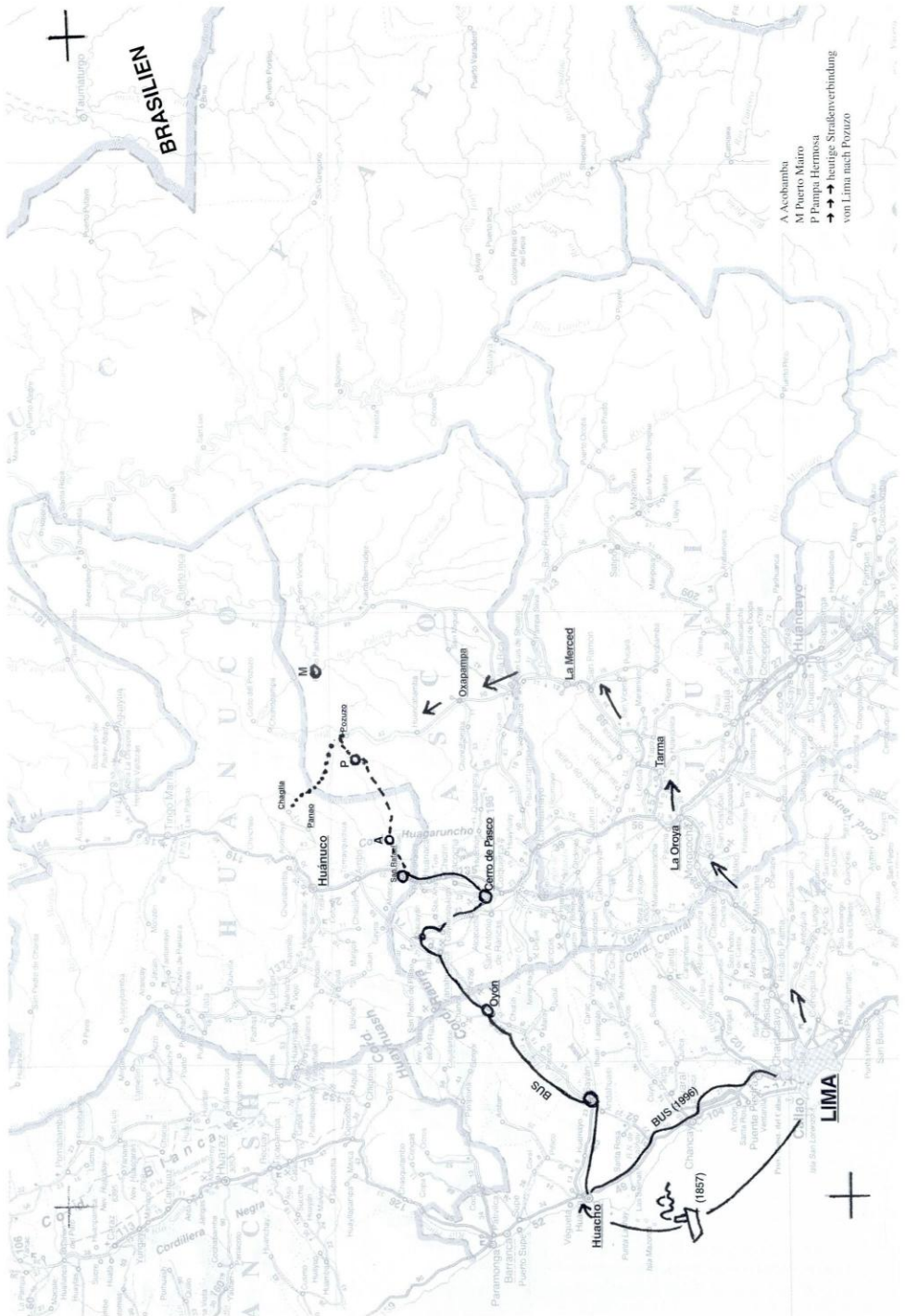
Seit 1976 ist das Dorf Pozuzo-Zentrum mit der Außenwelt via Oxapampa über einen befahrbaren Weg verbunden, das weitläufige Hinterland Pozuzos, das eine Fläche etwa wie Osttirol hat, ist aber nach wie vor nur durch Saumpfade erschlossen. Die Ausstattung der genannten Fahrstraße mit den notwendigsten Brücken schreitet neuerdings aber zügig voran, so daß in nicht allzu ferner Zukunft hoffentlich auch während der Regenzeit eine permanente Anbindung an das peruanische Verkehrsnetz sichergestellt sein wird. Diese Straße ermöglicht den Pozuzinern den Transport ihres Lebendviehs mit Lastwagen in die fast 500 Kilometer entfernte Hauptstadt Lima jenseits der Andenketten. Seit sich mit dem Amtsantritt des Staatspräsidenten Fujimori im Jahre 1990 die Vermarktung von Fleisch wieder lohnt, und seit sich das Land nach der weitgehenden Zerschlagung der politischen Subversion im Herbst 1992 insgesamt etwas stabilisiert hat, hat sich in Pozuzo ein gewisser Wohlstand etabliert. Viele wirtschaftlich orientierte jüngere Leute wittern heute Morgenluft und leiten mit ihrem Unternehmertum in der einstigen Tiroler Urwaldenklave einen stürmischen Umbau der alten gesellschaftlichen Strukturen ein.

Die Alten aber, die einst selbst noch auf Mauleseln und in Rucksäcken ihr in Dosen eingelötetes Schweineschmalz auf unsagbar strapaziösen Pfaden zu den knauserigen Abnehmern nach Huánuco oder Oxapampa geschleppt haben, sind sich auch der Schwierigkeiten ihrer Vorfahren bei deren Einwanderung vor 140 Jahren noch klar bewußt. Den Baron Schütz-Holzhausen aber, der die Ahnen einst mit seinen glühenden Schilderungen von einem paradiesischen Leben in Peru angeworben hatte, will man trotz allem nicht schelten. Denn schließlich war die Kolonie ja bis zu jenem denkwürdigen 19. Juli 1988, als der Leuchtende Pfad das erste Mal den Ort überfiel und fünf Polizisten im Stil einer rituellen Hinrichtung ermordete, tatsächlich ein kleines Paradies gewesen. Daß man die Kolonie trotz ihrer Abgeschiedenheit so erleben konnte, ist der Fruchtbarkeit ihrer Böden zu verdanken. Denn stets gedieh hier reichlich alles, was man zu einem bescheidenen Leben braucht. Darin wenigstens sollte der Baron recht behalten. Und wer etwa die Colônia Tirol<sup>36</sup> im brasilianischen Bundesstaat Espirito Santos kennt, wo diese Voraussetzung nicht gegeben war, weiß, was das für eine landwirtschaftliche Kolonie bedeutet.

<sup>34</sup> Andreas Hofer, 8.8.1859, Beilage.

<sup>35</sup> Schöpf, 73.

<sup>36</sup> S. Schabus-Schlick.



### **Erläuterungen zur Karte**

Am 26. März 1857 stach eine Gruppe von rund 300 Emigranten aus Tirol und dem Rheinland von Antwerpen aus auf dem Frachtsegler „Norton“ in See und landete nach einer 17-wöchigen Reise um das Kap Hoorn herum am 21. Juli auf der Insel San Lorenzo bei Lima. Von hier wurden die Einwanderer nach einigen Tagen Quarantäneaufenthalt am 26. Juli mit dem Dampfschiff „Inca“ direkt zu der etwa 125 km weiter nördlich gelegenen Hafengstadt Huácho gebracht, ohne daß sie die Hauptstadt Perus je betreten hätten. In Huácho trennte die aus Alten, Jungen und Kindern im Säuglingsalter bunt zusammengewürfelte Schar noch eine Wegstrecke von etwa 400 km (Luftlinie!) von der ihr zugeordneten Kolonie am Rio Pozuzo. Auf ihrem Fußmarsch über den Hauptkamm der Anden hatten sie Höhen von mehr als 4.700 m zu überwinden. Aus kolonisationspolitischem Kalkül schickte man sie die letzten 60 km über faktisch wegloses Gelände durch den Regenwald der östlichen Kordillere. Zwei Jahre dauerte es, bis die letzten der fast auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Gruppe (etliche waren gestorben, viele versuchten anderswo ihr Glück) endlich ihr Siedlungsgebiet erreichten, das ihnen von den Projektbetreibern in geradezu elysäischen Metaphern beschrieben worden war.

### **Auf den Spuren der Auswanderer**

Heute kann man auf der damals von den Auswanderern zu Fuß bewältigten Strecke über die Hauptkordillere Autobusverbindungen benutzen. Mit dem Bus erreichte der Autor in drei Tagen San Rafael. Von hier folgte er zu Fuß den Spuren der Auswanderer, die damals über den indianischen Weiler Alcas nach Acobamba gelangten, wo sie endgültig beginnen mußten, ihren weiteren Weg vor sich her zu bauen, was sie zwei Jahre kosten sollte. Heute schafft man die Strecke im Stile einer Trekkingtour in einer Woche (vgl. strichlierte Linie).

### **Die Entwicklung der Verkehrsverbindungen in Pozuzo**

Es war eine bittere Ironie der Geschichte, daß sich der von den Einwanderern unter so vielen Opfern errichtete Weg für die Warenausfuhr nach der Bergwerksstadt Cerro de Pasco als unbrauchbar erwies. Dadurch trat für Pozuzo nun doch der Fall ein, den man unter allen Umständen vermeiden wollte, nämlich, daß man seine Agrarprodukte nach Huánuco ausführen mußte, wodurch der größte Konkurrent der Pozuziner auch zu ihrem Zwischenhändler wurde. Der äußerst beschwerliche Saumweg nach Huánuco über Chaglla und Panao dauerte vier Tage und überwindet Höhen von weit über 3.000 Metern (vgl. gepunktete Linie).

Schon bald begann man auch einen Saumpfad Richtung Süden nach Huancabamba und Oxapampa zu suchen, wo man sich bessere Erlöse erhoffte. Dieser Weg folgte über weite Strecken dem Rücken des Yanachaga-Massivs und war noch viel beschwerlicher als der nach Huánuco. Später legte man eine gewagte Trasse an der rechten Flanke der Huancabambaschlucht an. Seit Ende des Jahres 1975 ist diese Verbindung für LKW geeignet. Heute transportieren die Pozuziner auf dieser einzigen befahrbaren Verbindung zur Außenwelt ihre Fleischrinder nach Lima.

Die ursprünglich geplante Anbindung Pozuzos an die Amazonas-Schiffahrt wurde nie verwirklicht. Sie sollte bei Puerto Mairo erfolgen, an der Einmündung des Rio Pozuzo in den Rio Palcazú. Vom Ort Pozuzo führt bis heute noch kein brauchbarer Weg nach Mairo. Auch zu den wichtigen Sekundärsiedlungen Santa Rosa und Codo del Pozuzo führen nur Saumpfade.

Einst sollte sogar eine Eisenbahnlinie Pozuzo mit Puerto Mairo verbinden. Tatsächlich gibt es einen Schienenstrang, der bei Tambo del Sol von der Strecke zwischen La Oroya und Cerro de Pasco abzweigt und bis in die Region von Huachón führt. Weiter sollte das Projekt aber nicht gedeihen. Heute ist auch dieser Abschnitt längst wieder stillgelegt.

Zugleich mit der Straße nach Oxapampa wurde auch das Rollfeld etwas außerhalb von Pozuzo (in Delfin) fertig. Es wird von Kleinflugzeugen angefliegen, die jedoch äußerst unregelmäßig verkehren.

Dr. Wilfried Schabus  
Phonogrammarchiv  
Österreichische Akademie der Wissenschaften  
Liebiggasse 5  
A-1010 Wien

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1997

Band/Volume: [77](#)

Autor(en)/Author(s): Schabus Wilfried

Artikel/Article: [Der Weg zum Pozuzo - Eine zweijährige Reise von Tiroler Emigranten in eine hundertjährige Isolation. 103-124](#)